

Matthias Kettner

Digitalisierung als Kulturprozess. Vorschlag eines empirisch und normativ gehaltvollen Transformationsbegriffs

Wer würde die politische Gestaltung der Digitalisierung nicht zu den größten Herausforderungen der Gegenwart zählen?¹ Normative Anforderungen in und an politische Gestaltungsversuche bleiben allerdings willkürlich und fernab vernünftig ausweisbarer Standards, wenn das zu Gestaltende selber schwimmt. Zwar ist die Rede von der Digitalisierung seit etwa 2012 in aller Munde,² doch wovon da die Rede ist, bleibt sogar in einschlägigen Expertendiskursen bis auf einen kleinen Bedeutungskern der Analog/Digital-Unterscheidung proteushaft (vgl. Bollmer 2018, Schrape 2021, Pedersen & Brinker 2021) und wird mit jeder neuen Welle suggestiver Metaphern (HIIG 2017), die die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der „Entscheider“ in Politik und Wirtschaft propagandistisch erfolgreich in Bann schlägt (Zuboff 2022), neu und anders ausgelegt: Aus der EDV von einst wurden *Cyberspace* und *Ubiquitous Computing*, *Big Data*, *Cloud Computing*, alles überstrahlend, *KI*, and coming soon: *The Metaverse!* Allenthalben schwärmt man von oder warnt vor der „digitalen Transformation“, aber was wird da von wem transformiert, wohin und wozu? Wer es größer und fortschrittlicher will, spricht von der „digitalen Revolution“ und, was die Signatur der zukünftigen menschlichen Lebensform angeht, von der „digitalen Gesellschaft“ oder kurzerhand von „Digitalität“.³ *Being digital* war die Zukunftsformel der

-
- 1 Pars pro toto: "Wir haben die Segnungen des technologischen Fortschritts bisher wohlwollend in unseren Alltag aufgenommen. Nun sind wir an einem Punkt angekommen, an dem wir die Digitalisierung nicht mehr als etwas Selbstverständliches, als etwas, das einfach passiert oder einfach ist, hinnehmen können. Denn wir schaffen sie mit unserem Handeln oder eben auch unserer Untätigkeit. Wir müssen uns ihrer also bewusstwerden und die immer drängendere Frage stellen: Wie wollen wir die digitale Transformation gestalten?" (Piallat 2021:9).
 - 2 Das lässt sich empirisch zeigen am steilen Anstieg der Auftrittshäufigkeit des Wortes in deutschsprachigen Printmedien, vgl. DWDS 2023.
 - 3 Einen Versuch, „Digitalität“, im Anschluss an Felix Stalders kulturwissenschaftlich informierte Abhandlung (Stalder 2016) als eine neue sozialontologische Kategorie zu konstruieren, machen Hauck-Thum & Noller (2021).

90er-Jahre, als das Internet zu einer globalen Wirklichkeit wurde, *becoming smart* ist heute das einzige libidinös besetzte Narrativ eines Fortschritts, der die Reste früherer Sozialutopien ablösen soll in einer Welt der künstlichen Intelligenz.

Ich meine: Um die transdisziplinäre empirische Erforschung von Digitalisierungsphänomenen für normative und evaluative Fragen, also für Fragen einer unverkürzten philosophischen Ethik, anschlussfähig zu machen, brauchen wir einen deskriptiv-normativ hybriden und analytisch auflösungsstarken Prozessbegriff, der die vage Rhetorik von "digitalem Wandel" ersetzt. Im Folgenden wird hierfür mit Mitteln der Sozial-, Kultur- und Technikphilosophie ein Vorschlag gemacht.

„Warum vor 12.000 Jahren in einer Zeit bedeutender Klimaänderungen, in einem kleinen Teil Südwestasiens die Entwicklung von der aneignenden zu einer produzierenden Wirtschaftsform mit einer Kombination von Ackerbau und Viehzucht einsetzte, gehört zu den spannendsten Fragen der Urgeschichtsforschung" (Uerpmann 2007:55). Wenn die Kulturgeschichtsforschung der Zukunft einmal auf unsere Gegenwart zurückblicken und fragen wird, warum in einer Zeit bedeutender globaler geopolitischer Veränderungen in einem kleinen Teil Nordamerikas die Entwicklung von der prädigitalen zu einer digitalisierten Lebensform mit einer Kombination von Überwachungskapitalismus und Postdemokratie einsetzte, sollten wir schon heute für gute Antworten alles uns wissenschaftlich Mögliche bereitstellen.

1. Drei Momente des Digitalisierungsbegriffs, drei Dimensionen der Analyse

Der Wille, geistiger Leistungen fähige Artefakte zu konstruieren, steht gegenwärtig im Vordergrund der Digitalisierung, ist als Wunsch jedoch kulturgeschichtlich viel älter. Er hat sich noch immer mit der jeweils faszinierendsten Technik verbunden. Digitalisierung und KI werden heute in ihrer öffentlichen Wahrnehmung zusehends bedeutungsgleich, obwohl sie nur kontingent verbunden sind, nämlich dadurch, dass die wissenschaftlich organisierte menschliche Intelligenz mit der Digitaltechnologie historisch zum ersten Mal eine Technologie erfunden hat, die tatsächlich leistungsfähig genug ist, um dem alten Wunsch endlich Erfüllung in Aussicht zu stellen. Vielfältige und unterschiedlichste Kräfte und Interessen befördern die als Digitalisierung angesprochenen und pauschal zusammengefassten gesellschaftlichen Entwicklungen.

Für Zwecke einer kultur- und technikphilosophischen Analyse wird man sich von der selbst verschuldeten Sinn-Streuung nicht verblüffen lassen. Die

Verhältnisse sind zwar verwickelt, undurchsichtig aber nicht. Aufschlussreiche Ausgangspunkte lassen sich finden, wenn wir Digitalisierung als einen kulturellen Prozess begreifen wollen.

Statt, wie in der dialektischen Denkweise üblich, von „Begriffsmomenten“, können wir auch von „Dimensionen der Analyse“ des Digitalisierungsprozesses sprechen, die je unterschiedliche geeignete disziplinäre Theorieperspektiven und Thematisierungsweisen einladen. So ergibt sich ein dreidimensional differenzierter Digitalisierungsbegriff.

DI – Die technische Dimension: Digitalisierung als eine neue Basistechnologie

Digitalisierung ist in erster Näherung eine neue Basistechnologie. Technikgeschichtlich betrachtet bildet Digitalisierung *nicht* eine weitere und besondere „Schlüsseltechnologie“, wie etwa Nanotechnologie, Gentechnologie, Mikroelektronik, sondern vielmehr *eine allgemeine Basistechnologie*, die alle Lebensbereiche durchdringt, vergleichbar der Elektrifizierung als der allgegenwärtigen Nutzbarmachung von Elektrizität (in Europa seit dem Ende des 19. Jahrhunderts).⁴ Wenn wir das an Digitalisierung Bedeutsame unter einer engen technischen Perspektive auf Begriffe bringen wollen, stellt sich der heute maßgebliche Kern dieser Technologie als eine Kombination von drei Apparaturen dar:

DI.1 Elektronische Rechenmaschinen (Computer), mit deren Hilfe mathematische Berechnungen automatisiert und dadurch unvergleichlich effizient ausgeführt werden können.

DI.2 Eingabeapparaturen, um Information „maschinenlesbar“ zu machen. Dem Stand der heutigen Computertechnik entsprechend leisten sie die Umformatierung beliebiger anderer Informationsformen (z.B. analoger: Schallwellenmuster, Lichtwellenmuster) in die Informationsform „Digitale Daten“⁵ worin Ketten diskreter Zeichen, im allereinfachsten Falle Ketten von Werten im binären Zahlensystem, als die formalen Elemente der Information fungieren, die maschinell verarbeitet und gespeichert werden kann, wobei die Materialität dieser formalen Elemente beliebig ist bzw. nur von der Selektion der Rechnerentwicklung (Bruderer 2021) und ihren naturgesetzlichen

4 Technikgeschichtlich interessant dokumentiert für die Schweiz: <https://www.tg.ethz.ch/de/projekte/details/elektrifizierung-und-gesellschaft/>

5 Hieraus entspringen vielfältige Problemstellungen empirischer und normativer Diskurse über „Datafizierung“ (Schäfer & van Es 2017) und „Datensouveränität“ (Augsberg & Gehring 2022).

physikalischen Grenzen beschränkt ist (z.B. Lochkarten, magnetisierte Orte, Spannungszustände in Halbleitern, Quantenzustände).

D1.3 Ausgabeapparaturen, um Datenverarbeitung und ihre Ergebnisse aus dem maschinenlesbaren Universalformat (beim derzeitigen Stand der Technik: „Digitale Daten“) wieder in andere gewünschte Informationsformen zu übersetzen, entweder um sie für andere Maschinen anschlussfähig zu machen oder um sie in Formen, die für Menschen signifikant sind und von Menschen praktisch genutzt werden können, wieder „menschenslesbar“ zu machen.

D2 – Die medientheoretisch erweiterte Dimension: Digitalisierung als ein kollektives Projekt

Ziehen wir in Betracht, dass die Ausbreitung der neuen Basistechnologie nach Art von Globalisierungsprozessen erfolgt (Kettner 2008a), dann können wir Digitalisierung medientheoretisch begreifen als ein von unzähligen diversen kollektiven Akteuren betriebenes Projekt, in dem zwei Bestrebungen am Werk sind:

D2.1 Die Konstruktion einer weltweit aufgespannten hypervernetzten „Datensphäre“⁶ mit potentiell unbegrenzter Kapazität für die Vermittlung beliebiger maschinenlesbarer Informationsflüsse.

D2.2 Die kontrollierbare Verknüpfung tendenziell aller Aktivitäten, die aufgrund sprachlich vermittelter Sinnbildung unter Menschen funktionieren, mit maschinenlesbaren Informationsflüssen, und dies für tendenziell alle Menschen. (Wer wie und mit welchen Absichten welche Verknüpfungen kontrolliert, ist die *Machtfrage* der Digitalisierung.)

D3 – Die kulturphilosophische Dimension: Digitalisierung als ein autotransformativer Kulturprozess

Der medientheoretische Digitalisierungsbegriff D2 lässt sich zu einem kulturphilosophischen erweitern. Wo immer Informationsverarbeitung mit digitaltechnisch realisierten Rechenoperationen bewerkstelligt werden kann, wird sie superschnell und supervernetzt und verspricht erstaunliche Effektivitäts- und/oder Effizienzgewinne für die je verfolgten Zwecke. Auf der Basis dieser neuen Tech-

6 Bergé et al. 2018, während Floridi (1999) „infosphere“ nicht auf Maschinenlesbarkeit einschränkt.

nologie – D1 – verändern wir seit einiger Zeit kollektiv – D2 – nach und nach *nahezu alle* kulturellen Prozesse: Wenn wir Digitalisierung als einen Kulturprozess begreifen wollen, umfasst ihr Begriff Wandel und Veränderungen in unterschiedlichsten soziokulturellen Praktiken (z.B. des Lesens, Schreibens, Lernens, des Arbeitens, des künstlerischen Schaffens und der Kriegsführung, des Liebens und Lebens, kurz: des Organisierens und Koordinierens von allem und jedem), die sich teils schleichend einstellen (Grunwald 2019), teils durch gezielte Transformation zur kulturellen Normalität gemacht werden (z.B. die Umstellung informeller Kommunikation auf Soziale Netzwerke, vgl. Friese et al 2020).

Soziokulturelle Praktiken, aus denen sich unsere Lebensformen komponieren, sind gleichsam herakliteisch: beständig und unübersichtlich im Wandel. Wie aber wäre dann eine bestimmte bemerkliche Praxisveränderung spezifisch der Digitalisierung zuzuschreiben? Die Probe wäre, ob wir sie erklären könnten als Folge bestimmter Veränderungen im Repertoire der Mittel, die wir für technisch zu lösende Probleme einzusetzen vermögen. Genauer: Ob wir sie erklären können als Folge der Konstruktion und Verwertung (D2) von Mitteln auf neuer, nämlich digitaltechnischer Basis (D1).

Diese Verwertung erfolgt innerhalb der kapitalistisch-marktwirtschaftlich geprägten Weltkultur derzeit noch ausgeprägt „solutionistisch“ (Morozov 2013:19–42): Fortwährend werden für alle möglichen großen und kleinen Praxisprobleme digitaltechnische Lösungen und für schon bestehende Lösungen wirklich oder auch nur vermeintlich bessere, nämlich digitaltechnische Lösungen gesucht, und neue Praxisprobleme werden erfunden, als deren Lösung dann bestimmte digitaltechnische Anwendungen angepriesen werden.

Praktiken, was auch immer sonst noch an Artefakten oder vorfindlichem Material sie einbeziehen als ihr *Inventar*, involvieren notwendigerweise Personen als ihr *Personal*. Motiviertes menschliches Verhalten wird in Praktiken mit Sinn besetzt, sinnhaft ausgelegt und sinnvoll regulierbar gemacht. Praktiken, wenn man so will, „arbeiten“ unmittelbar mit Sinn. Was Sinn ist, hat Hans-Georg Gadamer einmal geistreich so pointiert: Sein, das verstanden werden kann. Das ursprüngliche und nicht ersetzbare Kommunikationsmedium des Sinns sind unsere Umgangssprachen, gleichviel wie sehr Sinn zudem durch andere Medien, z.B. durch kommunikationstechnische Medien vermittelt sein mag. Informationsverarbeitungsmaschinen hingegen arbeiten mit passend formatierten Daten. Mit der Unterscheidung von Sinn und Daten lässt der kulturreflexive Digitalisierungsbegriff D3 sich auf eine schmale Formel bringen:

Digitalisierung ist ein kulturgeschichtlich neues technisches Agens im Kulturprozess der Menschheit, das auf dem Wege der tendenziell weltweiten Vernetzung der rechner-

tauglich formatierten „Datensphäre“ tendenziell die ganze Breite unserer sinnvollen Praktiken, unsere lebensweltliche „Sinnsphäre“, berührt und verändert.

Als drei Analysedimensionen betrachtet sind D1, D2, D3 methodologisch und theoretisch voneinander unabhängig. Als drei konkrete Momente unserer Wirklichkeit betrachtet setzt D3 D2 und setzt D2 D1 sachlich voraus.

2. Kulturprozessstheorie als Theorierahmen für D3

Geschichtstheoretisch gesehen ist der Vorgang der Digitalisierung – D3 – nicht unter der Kategorie des Ereignisses zu denken, sondern als Prozess. Dass ein Vorgang Prozessform hat, enthält die kontingente „Einebnung unendlich vieler Impulse in die Einheit eines Sinnganzen“ (Meier 1978:13). Die Prozesskategorie dient dazu, „Abläufe ganz unabhängig von ihrer Verursachung, von der Art der Verquickung der an ihnen Beteiligten zur Einheit eines Sinnganzen zusammenzufassen“ (ebd. 23).

Der differenzierte Digitalisierungsbegriff erhellt, *warum* Digitalisierung sich als dynamischer Transformationsprozess in der Gesellschaft ausprägt. Digitalisierung, wie oben dargelegt, ist zwar von Haus aus ein Kulturprozess unter unzähligen im Ganzen des Kulturellen, aber ein Kulturprozess der Veränderung tendenziell *aller* kulturellen Prozesse, ihn selbst eingeschlossen, durch technische Innovation.

Wir begreifen das Kulturelle als das prozessuale Sinn-Medium der menschlichen Lebensform bzw. aller menschlichen Praktiken (Baecker et al. 2008). Der totale Kulturprozess verläuft an und durch Menschen in ihren Aktivitäten und Beziehungen in der je für sie gemeinsamen Welt. Diese Auffassung von Kultur steht im Einklang mit den Ansichten bedeutender ethnologischer, soziologischer und philosophischer Klassiker, von Edward Tylor über Max Weber und Clifford Geertz hin zu Ernst Cassirer, Alfred Kroeber und Clyde Kluckhohn, die allesamt Kultur nicht auf geteilte Bedeutungen, Wissen oder Werte reduzieren, sondern Kultur als einen produktiven *Prozess* verstehen, dessen Substrat *Praktiken* sind, d.h. wiederholbare und wiedererkennbare Verhaltens- und Handlungsweisen von Menschen unter Mitmenschen, die ihre Interaktionen über symbolisch ausdrücklichen Sinn koordinieren können, der für sie normativ gehaltvoll ist (Brandom 1994).

Muss man noch betonen, dass die beliebte Phrase von der „kulturellen DNA“ bloß eine Phrase ist? Dennoch bietet die genetische Analogie, richtig verstanden, auch etwas Erhellendes. Kulturelle Prozesse bestehen natürlich nicht aus endlo-

sen Kombinationen von codierenden Basen (Adenin, Thymin, Cytosin, Guanin). Sie bestehen aus endlosen Iterationen und Konfigurationen von (mindestens) fünf konstitutiven Teilprozessen, die zusammengenommen die kulturellen von andersartigen Prozessen (z.B. biotischen, physikalischen, chemischen etc.) unterscheiden. Die im Folgenden als „Mitkonstituentien“ bezeichneten fünf kulturkonstitutiven Teilprozesse sind immer und überall ineinandergreifend und gemeinsam am Werk, wo Kulturelles wirksam ist und Wirklichkeit hat.⁷

Mitkonstituens Normalisierungsarbeit. Alles Kulturelle erfordert gewohnheitsmäßige Arbeit und Aufmerksamkeit. Alle kulturellen Phänomene zeugen von irgendeiner Art von Errungenschaft, sind irgendwie mit Leistung verbunden oder zumindest mit irgendeiner Art von Strukturierung (Praktiken): Etwas wird in irgendeine Ordnung gebracht oder irgendeine Ordnung, die andernfalls erodieren würde, wird entweder aufrechterhalten oder umgewandelt. Normalisierungsarbeit erzeugt Selbstverständlichkeit. Kulturell Normalisiertes ist nicht bloße Wiederholung (Replikation), sondern hat Freiheitsgrade der Andersentwicklung, ist dadurch formbar und anpassungsfähig (Reproduktion).

Mitkonstituens Historizität. Praktiken sind historisch miteinander verbunden, weil jedes unterscheidbare Element im Kulturellen mit anderen und früheren unterscheidbaren Elementen genealogisch zusammenhängt, schon weil Kulturelles via Sozialisation von Generation zu Generation („vertikal“) und von Peer zu Peer („horizontal“) durch Menschen entsteht, deren Selbstsein (Identitäten) selbst historisch verfasst ist (Tradierung).

Mitkonstituens Musterbildung. Praktiken existieren nie anders als in miteinander verbundenen, mehr oder weniger organisierten Mustern. Immer sind viele und heterogene Praktiken gleichzeitig am Werk („kulturelle Komplexität“), lassen sich je nach den Umständen besser oder schlechter miteinander vereinbaren, werden entsprechend re/komponiert und re/integriert zu Mustern (adaptive Integration), die womöglich zeitweilig robust, doch nie unveränderlich stabil sind (Fragilität), selbst wo sie sich mehr oder weniger stark synchronisieren. Adaptive Integration einiger Muster kann für die Reproduktion anderer Muster maladaptiv sein (Konkurrenz).

Mitkonstituens Wir-Identifikation. Diese Prozesseigenschaft hebt das Selbstbewusstsein und die gegenseitige Anerkennung der Mitglieder eines Kollektivs via gemeinsamem Zugehörigkeitsstatus hervor. Alle heute theoretisch ernstzunehmenden Kulturbegriffe beziehen Kultur in erster Linie auf unhintergehbare

7 Für eine genauere Darstellung der Kulturprozess­theorie in einem wirtschaftsphilosophischen Kontext siehe Beschorner et al. 2021, dort auch umfassende Literaturangaben.

Bedingungen des sozialen Lebens (z.B. auf Abhängigkeit von Kooperation (Tomassello 2010)) und somit auf Lebensbedingungen von kulturellen Wir-Gruppen.

Mitkonstituens Normativität. Sozialisation qua Enkulturation bildet das Affekt- und Motivationssystem von Menschen so, dass es auf normative Bestimmungen jeglicher Art reagiert (z.B. auf Regeln, Wertorientierungen, Gründe) und über diese steuerbar und beherrschbar wird. Eine verhaltenstheoretische Erklärung des Eigensinns normativer Kräfte kann davon ausgehen, dass normative Kräfte geteilte Erwartungen mit Bezug auf geteilte Erwartungen beinhalten. Dass Menschen als Mitglieder in gleich welchen kulturell konstituierten Kommunikationsgemeinschaften wie selbstverständlich voneinander erwarten, dass sie irgendeine Art Begründung oder Gründe für ihre Handlungen angeben können, ist eine profunde Wahrheit über Kultur („schwache Normativität“, Kettner 2008b:24). Kultur erzeugt immer Bestände an prima vista guten Gründen, von denen „wir alle“ (= alle miteinander als kulturell wir-identifizierte Personen) erwarten, dass „wir alle“ in der Lage sind, sie zu haben, zu geben und angemessen zu bewerten („*common grounds*“, Kettner 2016:653) – und die mit diesen Beständen einhergehende Rechtfertigbarkeit sowie Kritisierbarkeit all unserer Aktivitäten (und Passivitäten) bilden einen kulturellen Lernmechanismus von größter Tragweite.

Was spricht nun dafür, die soeben skizzierte, gewiss noch der Durcharbeitung bedürftige, anspruchsvolle Kulturprozessorie als Theorierahmen in die philosophische Digitalisierungsforschung zu D1, D2, und D3 zu investieren? Fünf der vielen Vorteile einer Kulturprozessanalyse möchte ich hier wenigstens erwähnen:

(1) Man kann sich über bequeme und übliche, aber verkürzend falsche Trennungen hinwegsetzen, wie z.B. die von Kultur/Wirtschaft, Kultur/Technik, Kultur/Gesellschaft. Ihrer sozialontologischen Verfasstheit nach sind *alle* Sozialgebilde, die wir in diese großen Schubladen einsortieren, als je mehr oder weniger eigensinnige und komplexe Kompositionen kultureller Prozesse und Produkte zu begreifen. Dann überrascht nicht mehr, dass z.B. die Erfindung der Blockchain-Technik nicht nur neue Geldformen, sondern auch neue Kunstformen hervorruft. (2) Man sollte nicht damit rechnen, dass die Wirkungen immer nahe bei den Ursachen bleiben. Denn schon das kulturelle Mitkonstituens der Musterbildung macht, dass in der Wirklichkeit des Kulturellen kleine und/oder lokale Veränderungen auch große und/oder entlegene Veränderungen nach sich ziehen können. Ein moderater methodologischer Holismus ist daher die prima facie beste Forschungseinstellung zu kulturellen Phänomenen. (3) Man kann technodeterministische Ideen begründet dahin verweisen, wo sie hingehören, nämlich auf den wissenschaftstheoretischen Müllhaufen, und kann die Sinnwelten und Freiheits-

spielräume der sich zu sich und anderen verhaltenden Menschen ernst nehmen. (4) Wir können den Theorierahmen der Kulturprozesstheorie beschreibend und erklärend („deskriptiv“), z.B. für Vorhersagen, wie es wahrscheinlich weitergehen wird, wie auch beurteilend und bewertend („normativ“), z.B. für ethische Urteile, ob es so oder besser anders weitergehen sollte, verwenden. Daher kann dieser Rahmen alle drei Objektdimensionen der Digitalisierungsforschung für normative Fragestellungen öffnen, die bekanntlich aus den Wissenschaften, die sich die empirischen nennen, ausscheiden. (5) Weder Basishandlungen noch soziale Systeme, sondern kulturell konstituierte Praktiken bilden im Rahmen der Kulturprozesstheorie die vorrangigen Einheiten der Analyse. Praktiken ihrerseits sind zunächst die Praktiken der Personen, die sie betreiben. Personen haben psychische Innenseiten und individuelle Bildungsgeschichten. Denkt man vom kulturellen Konstituens der Normativität her, so eröffnen sich vielfältige psychologische Forschungsfragen im Hinblick auf die mehr oder minder rationalisierten Motivationshaushalte des „Personals“. Das ist wichtig, denn m.E. bleibt die psychologische Digitalisierungsforschung derzeit noch weit hinter dem zurück, was sie kann, und wofür sie gebraucht würde.

3. Zur deskriptiven und normativen Differentialanalyse von (digital)kulturellem Wandel

Die bis jetzt eingeführte kulturalistische Begrifflichkeit bietet bereits eine heuristisch fruchtbare Orientierung für das Design von Projekten normativer und nichtnormativer Digitalisierungsforschung. Diese Orientierung ist differentiell ausgerichtet, sie setzt an bei identifizierbaren Veränderungen von, in und zwischen Praktiken. Schematisieren wir den einfachsten Fall einer identifizierbaren Veränderung der Praxis P zu P' als ΔP , dann verlangt die Kulturprozesstheorie, dass ΔP beschrieben wird in terms der allgemeinen kulturellen Konstituentien, wie diese innerhalb der Praxis P zusammenwirkend dieser Praxis P ihren besonderen vormaligen und P' ihren neuen Sinn geben. Die methodologische Anweisung lautet gewissermaßen: Neubeschreibe den (bislang nur *irgendwie* identifizierten) Unterschied ΔP differenziert in terms von Unterschieden Δ in der Normalisierungsarbeit, Δ in der Musterbildung, Δ in der Geschichtlichkeit, Δ in der Wir-Identifikation, und Δ in der Normativität, wie diese, innerhalb der Praxis zusammenwirkend, der Praxis P' ihren im Vergleich zu P *veränderten* Sinn geben.

Die im Prisma dieser analytischen Gesichtspunkte zerlegten Differenzen lassen sich dann in einem methodologisch nächsten Schritt unter ausgewählten

Gesichtspunkten, die je nach Fragestellung als Problemtitel interessieren, weiter ausleuchten, beispielsweise unter ökonomischen, politischen, psychischen, ästhetischen, moralischen, rechtlichen, administrativen usw. Problemtiteln. Wie die Beispielsreihe zeigen soll, können entsprechend gewählte Problemtitel nichtnormativer Art sein, aber auch normativer Art, wenn sie auf irreduzibel normativ geladenen Begriffen („thick ethical concepts“, Väyrynen 2021) beruhen oder auf normativen Regeln und Prinzipien wie Recht und Vernunftmoral. So ergibt sich eine Matrixstruktur für entsprechende Designs der Digitalisierungsforschung.

Obwohl der Gedankengang bedingt durch die gebotene Kürze im Rahmen dieses Artikels schon nahezu überfrachtet erscheint, möchte ich mit einer weiteren Komplexitätssteigerung schließen. Sie betrifft die philosophische Ethik.

Aus Gründen, die hier nicht auszubreiten sind, erscheinen mir die beiden Fragen nach dem „guten Leben“ und „dem Richtigen alias Gerechten“, die der Mainstream des Ethikdiskurses notorisch zu den beiden „Hauptfragen der Ethik“ stilisiert, angesichts der auf Digitalisierung zurechenbaren Problemlagen, die ethisch problematisiert werden müssten, viel zu eng und deshalb wenig geeignet. M.E. benötigen wir für gehaltvolle ethisch-normative philosophische Digitalisierungsforschung (doch nicht nur für diese) einen erweiterten, hinreichend komplexen Ethik-Begriff, Ethik hier verstanden als philosophisches Forschungsprogramm. Worauf es sich bezieht, nenne ich „Ethosrationalitäten“. Ethosrationalitäten werden *lebt*, das heißt, wir finden sie wirklich vor in kulturell normalisierten Mustern des Sichverhaltens (Handelns, Fühlens, Denkens) von Personen in Praktiken. Als Ethosrationalitäten anzusprechen sind normative Deutungsmuster mit drei Strukturmomenten, die für alle, die sich in Wir-Gruppen mit ihnen identifizieren, relativ prägnante und kohärente Identifikationsmuster bilden. Als drei Strukturmomente jeder bestimmten Gestalt von Ethosrationalität sind zu unterscheiden: (1) Maßgebende Ideale der Lebensführung, (2) maßgebende Überzeugungen eines umsichtigen, konsistenten und zielführenden („rationalen“) Sichverhaltens, (3) maßgebende Überzeugungen über unrechtvermeidendes Sichverhalten (wobei die einschlägigen normativen Standards in der wirklich gelebten Moral und dem geltenden Recht gründen). Ethosrationalitäten können innerhalb derselben und zwischen kulturellen Wir-Gruppen konfliktieren, z.B. die offiziellen Ideale im Wertekodex eines Digitaloligopolisten wie *Alpha* mit den Idealen der Lebensführung von CCC-Mitgliedern, die sich mit der *Hacker*-Ethik identifizieren; Standards kommunikativer Rationalität mit Standards instrumenteller Rationalität; die erklärten Menschenrechte mit nationalen Rechtsordnungen.

Ethik reduziert sich nicht auf die Philosophie der Moral. Wenn wir *das Moralische* als die vereinheitlichende Kategorie verstehen, unter der wir die Ver-

meidbarkeit von Unrecht normativ reflektieren, dann lässt sich *das Ethische* als die umfassendere Kategorie verstehen, unter der wir in der unverengten philosophischen Ethik eine normativ komplexere Fragestellung reflektieren, nämlich:

(Q1) Was sollten wir vernünftigerweise machen aus dem *Verhältnis*, wie wir tatsächlich leben, leben müssen oder leben können einerseits, und andererseits, wie wir recht bedacht leben wollen würden; und (Q2) was sollten wir vernünftigerweise machen aus den vielfältigen *Spannungen und Konflikten*, die innerhalb dieses Verhältnisses entstehen?

Jede in den Praktiken kultureller Wir-Gruppen ausdifferenzierte Gestalt von Ethosrationalität antwortet – mehr oder weniger elaboriert – auf die Herausforderung dieser zwei Fragen. Für die normative Differentialanalyse von digitalkulturellem Wandel heißt das: Die im Prisma der fünf analytischen Gesichtspunkte zerlegten Differenzen, die denjenigen Teil eines Praxiswandels abbilden, der sich kontrastiv dem Kulturprozess der Digitalisierung und nicht anderen Veränderungsprozessen zurechnen lässt, werden im nächsten Forschungsschritt ausgeleuchtet unter Gesichtspunkten derjenigen Ethosrationalitäten E^* , die als einschlägig für P und P' zählen. Also im Licht maßgeblicher Ideale der Lebensführung, die zu E^* gehören, soweit E^* als einschlägig und wichtig für P und P' ausgewiesen werden kann; dito von maßgeblichen Rationalitätsstandards; dito von Regeln und Idealen der Common Morality und des positiven Rechts.

Ich habe die theoretischen Synthesen dargestellt, die m.E. nötig sind, um einen anspruchsvollen Begriff digitalkulturellen Wandels zu gewinnen. D1-D3 bietet Differenzierungsmöglichkeiten, die heuristisch wertvoll sind und zudem deskriptive wie auch normative Fragestellungen anleiten können.

Literaturverzeichnis

- Augsberg, Steffen /Gehring, Petra (2022) Hrsg.: Datensouveränität. Positionen zur Debatte. Frankfurt/N.Y.: Campus Verlag
- Baecker, Dirk, et al. (2008) Hrsg. Über Kultur. Theorie und Praxis der Kulturreflexion. Bielefeld: transcript Verlag
- Bergé, Jean-Sylvestre /Grumbach, Sèphane /Zeno-Zencovich, Vincenzo (2018): The 'Datasphere', Data Flows Beyond Control, and the Challenges for Law and Governance. European Journal of Comparative Law and Governance, Band 5, Nr. 2, 144–178
- Beschorner, Thomas /Hübscher, Marc C. /Kettner, Matthias (2021): Kulturalistische (Wirtschafts)Ethik. zfwu Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik, Jahrgang 22, Heft 3, S. 377–410
- Bollmer, Grant (2018): Theorizing Digital Cultures. London: SAGE

- Brandom, Robert (1994): *Making it Explicit*. Harvard: Harvard University Press
- Bruderer, Herbert (2021): Gab es überhaupt eine vordigitale Zeit? *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 06.04.2021, S. 21
- Floridi, Luciano (1999): *Information Ethics*. *Ethics and Information Technology*, 1, S. 33–52.
- Friese, Heidrun /Nolden, Marcus /Rebane, Gala /Schreiter, Miriam (2020) Hrsg.: *Handbuch Soziale Praktiken und Digitale Alltagswelten*. Wiesbaden: Springer VS
- Gert, Bernard (2007): *Common Morality. Deciding What to Do*. Oxford: Oxford University Press
- Grunwald, Armin (2019): Digitalisierung als Prozess. Ethische Herausforderungen inmitten allmählicher Verschiebungen zwischen Mensch, Technik und Gesellschaft. *Zeitschrift für Wirtschafts- und Unternehmensethik (zfwu)*, Jahrgang 20, Heft 2, S. 121–145
- Hauck-Thum, Uta / Noller, Jörg (2021) Hrsg.: *Was ist Digitalität? Philosophische und pädagogische Perspektiven*. Stuttgart: Metzler
- HIIG (2017–2023): *Wie Metaphern die digitale Gesellschaft gestalten*. Dossier des Alexander von Humboldt Institut für Internet und Gesellschaft <https://www.hiig.de/dossier/wie-metaphern-die-digitale-gesellschaft-gestalten/> (Aufgerufen 01.06.23)
- Kettner, Matthias (2008a): *Wie modellieren wir Globalisierung?*
Vorschlag für einen interdisziplinären Prozessbegriff. In: Martina Keitsch, Bernd Neumann, Audun Oefsti (Hrsg.): *Globalisierung / Globalisation*. Aachen: Shaker Verlag, S. 53–66
- Kettner, Matthias (2008b): *Kulturreflexion und die Grammatik kultureller Konflikte*. In: Baecker et al. (Hrsg.), S. 17–28.
- Kettner, Matthias (2016): *Der Raum der Gründe und die Kommunikationsgemeinschaft der Begründer*. In: *Deutsches Jahrbuch für Philosophie*, Band 5. Hamburg: Felix Meiner, S. 637–655
- Meier, Christian (1978) „Fragen und Thesen zu einer Theorie historischer Prozesse“. In Faber, Karl-Georg / Meier, Christian (Hrsg.): *Historische Prozesse*. München: DTV (S. 11–68)
- Morozov, Evgeny (2013). *Smarte neue Welt. Digitale Technik und die Freiheit des Menschen*. München: Blessing
- Oomen, Jeroen / Hoffman, Jesse / Hajer, Maarten A. (2022). *Techniques of futuring: On how imagined futures become socially performative*. *European Journal of Social Theory*, 25(2), 252–270 <https://doi.org/10.1177/1368431020988826>
- Piallat, Chris (2021) Hrsg.: *Der Wert der Digitalisierung. Gemeinwohl in der digitalen Welt*. Bielefeld: transcript Verlag
- DWDS (2023): *Wortverlaufskurve für „Digitalisierung“*, erstellt durch das Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache, <https://www.dwds.de/wb/Digitalisierung> (Aufruf 01.06.23)
- Pedersen, Esther Oluffa / Brincker, Maria (2021): *Philosophy and Digitization: Dangers and Possibilities in the New Digital Worlds*. *SATS*, Bd. 22, Nr. 1, S. 1–9 <https://doi.org/10.1515/sats-2021-006>
- Schäfer, Mirko Tobias /van Es, Karin (2017) Hrsg.: *The Datafied Society. Studying Culture through Data*. Amsterdam: Amsterdam University Press
- Schrape, Jan-Felix (2021): *Digitale Transformation*. Bielefeld: transcript Verlag
- Stalder, Felix (2016): *Kultur der Digitalität*. Berlin: Suhrkamp

- Tomasello, Michael (2010): Warum wir kooperieren. Berlin: Suhrkamp
- Uerpmann, Hans-Peter (2007): Die Neolithische Revolution der menschlichen Subsistenz. Mitteilungen der Gesellschaft für Urgeschichte Nr. 16, S. 55–74
- Väyrynen, Pekka (2021): Thick Ethical Concepts. The Stanford Encyclopedia of Philosophy (Spring 2021 Edition), Edward N. Zalta (ed.) plato.stanford.edu/archives/spr2021/entries/thick-ethical-concepts/ (Aufruf 01.06.23)
- Zuboff, S. (2022). Surveillance Capitalism or Democracy? The Death Match of Institutional Orders and the Politics of Knowledge in Our Information Civilization. *Organization Theory*, 3 (3) <https://doi.org/10.1177/26317877221129290>

